

Titel: ABENTEUER LEBEN
MADAME Januar/05
Autor: Wolf Reiser

Vor sechs Jahren verabschiedete sich der bekannteste deutsche TV-Kommissar von seinem globalen Publikum. Horst Tappert alias Derrick hatte sich nämlich zuvor gefragt: „Ist es wirklich der Sinn des Lebens, um 5 Uhr früh aufzustehen und abends um 7 Uhr nach Hause zu kommen; obwohl mir die Arbeit keinen Spaß mehr macht?“ Lange vor diesem plötzlichen Erwachen nahm sich der berühmteste, österreichische Formel-I-Chauffeur Niki Lauda aus dem Rennen. Auch er hatte festgestellt, dass es ziemlich hirnverbrannt ist ein Leben lang immer nur im Kreis herumzufahren.

Zwei Männer, zwei Traumjobs – eine Einsicht. Was kann man daraus lernen? Zum Beispiel sich die Frage zu stellen, wie viele Variationen man für den alltäglichen Weg von Zuhause ins Büro nutzt. Immer die selbe? Zwei? Es gäbe Hunderte. In unserer Sprache haben wir dafür das Idiom der „eingefahrenen Bahnen“. Es kennzeichnet die Verstrickung unseres Lebens in unseren Alltagstrott.

Ein Bild: sei es in Pompeij, an der Akropolis, in Ephesus, Mitte August, an einem der so beliebten, eintrittsfreien Sonntage. Es glühen die Blechdächer der Reisebusse, Menschenheere überall, Fremdenführer murmeln monoton Historiensermon, Kindergeplärr, Wasserverkäufer, ohnmachtsnahe Menschen dimpeln vor Tempeln, Lernwert gleich Null, Hauptsache abgehakt, man war da gewesen, irgendwie und hat Stoff jetzt für die häusliche Pixel&Powerpointshow.

Ein anderes Bild; basierend auf der Erzählung des Chef-Roadies eines berühmten US-Rockpoeten. Dieser ältere Herr also gibt pro Jahr seine 150 Gigs zwischen Mexiko-City und Madrid, Rom und Regensburg und verfügt über ein sehr unamerikanisches Interesse an dem was diese Welt zu bieten hat.

Der Tourplan: 20 Uhr Auftritt, 22.30 Uhr umgehende Weiterfahrt im Tourbus zum nächsten Auftrittsort. Gegen 6 Uhr früh greift sich der „Tambourine Man“ sein Klappfahrrad und macht dann alleine in aller Ruhe seine Stadtbesichtigung. Brunnen, Tore, Kathedralen, Metrostationen, Krankenhäuser, Blumenparks, Doppelhaushälften, Mülldeponien, Eroscenter – die Augen der Unschuld und der Neugier öffnen jede verschlossene Türe.

Es gehört zu den schönsten Fähigkeiten des Menschen autonome Entscheidungen zu treffen und das Beste aus seinem Leben zu machen. Routine und Gewohnheit beschädigen diese Gabe.

Um autonome Entscheidungen treffen zu können, muss man sich ab und dann in den Fleischwolf der Selbstbefragung begeben: Was tut mir überhaupt gut? Was will ich denn hier auf diesem Planeten? Will ich, dass es mir wirklich gut geht? Was finde ich schön? Was gibt mir wirklich Kraft, Freude, Erfüllung? Was hält mich denn die ganze Zeit zurück Dinge anders zu machen als bisher? Wie komme ich da raus aus den Fallstricken der Paralyse? Wie fange ich jetzt, heute, hier, am Tage Null damit an?

Lassen wir einmal all die nahe liegenden Ausreden beiseite: den Arbeitsplatz, die Kinder, die Schulferien, das Klima, den Ölpreis. Entwerfen wir stattdessen die Vision des großen Sonntags.

Kaiser Konstantin I, hauptberuflich skrupellos wie ein Hurrikan erließ 321 n.Ch wenigstens das Gesetz der sonntäglichen Heiligkeit. Er griff dabei zurück auf den gottbefohlenen Sabbat der 10 Gebote, die Moses den im Pharaoland herumirrenden, israelischen Sklaven weitervermittelte. Der siebte Tag symbolisiert seither unseren Anspruch auf Entfaltung, Kreativität, Spiel, Freiheit, Aufbruch, Freude, Würde. So ein Sonntag könnte etwa auch bei Hemingways schönsten Paris-Storeis rekultiviert worden sein: mit Pferderennen,

Champagner, Poesie und Sinnesfreude.

Nun kann man einwenden, dass es in der Tat nichts langweiligeres gibt als einen zeitgenössischen, deutschen Sonntag. Wer will angesichts toter Strassen, lachsbrunchendpferdeschwänzigen Jura-Studentinnen, pflichtschuldig Strohblumen tragenden, sehr alten Damen in Friedhofsnähe und Kinderwagen schiebenden Jungpaaren der Marke Vanille&Erdbeer beim Schaufensterbummel noch an Moses denken? Geschweige denn an Hemingway? Das erklärt sich einfach dadurch, dass unsere postmodernen Sonntage nichts anderes sind als die Fortsetzung der Alltagswüste mit denselben Mitteln.

Der Tag ist ein Tag ist ein Tag. Fast jeder ordinäre Blues beginnt mit dem klagevollen: „When I woke up in the morning“, in der Regel verspürt der erwachende Held ein „poisoned headake“ und das „baby ist gone“ ; aber dafür wartet ja gottlob ein 14-Studentag auf den vorgewärmten „Cottonfields“.

5 Uhr 59 zeigt der hübsche Nachttischwecker im Hotelzimmer des von einiger Entfernung angereisten TV-Wetter-Reporters in Punxsutawney. „I got you babe“ singen Sonny&Cher. Der Wettermann steht auf und stellt am zweiten Tag seiner metreojournalistischen Tätigkeit fest, dass er in der ständigen Wiederholung des Immergleichen gefangen ist. Sein Leben ist ab jetzt immer derselbe Tag, nicht mal ein Selbstmordversuch gelingt. Auf dem Weg zur Arbeit landet er immer wieder in derselben eiskalten Pfütze. Jeder Tag beginnt mit nassen Füßen. Alles wird so, wie es bereits war. „I got you, babe“ – singt die Zeit und der bezaubernde Film trug den deutschen Titel „Und täglich grüßt das Murmeltier“.

Diese kollektive Energie, diese Generalmobilmachung der „as soon as possible“ -Arbeitswelt führt allmorgendlich (war da nicht mal der Begriff der gleitenden Arbeitszeit ?) – ganze Nationen zum Frust-Woodstock zusammen: Überfüllte Züge, rettungslos verstopfte Ringstrassen, leise Wut, Lustlosigkeit,

Leere. So ist der Stau, der Nicht-Fluß zum Sinnbild unseres 4 Tages geworden. Er ist der Anfang und er ist das Ende. Das sehen selbst freifahrende Formel-I-Piloten so.

Statt also mit Vollgas in die Tretmühle zu jagen, ist jetzt die Kunst gefragt dem Speedmanagement auszuweichen. Ein Picnic-korb, ein Wald, ein Bach, ein Freibad, ein See, eine Wiese. Ein Botanischer Garten, der Duft von Rosen, Hunderte von Grünnuancen, tropische Gewächshäuser, die mediterrane Sektion mit den unerschütterbaren Ölbäumen. „Man kann noch so oft an der Olive zupfen, sie wird deshalb nicht früher reif,“ sagt man in der Toskana.

Wenn man sich nur einmal in einem Jahr diesen Luxus leistet, wird man spüren wie wundersam wirksam sich die Aromen, Stimmungen, Bilder eines solchen Morgens im Erinnerungstresor abspeichern. Auch wenn im Grunde nichts geschieht ist ein solcher Morgen der Freiheit noch Jahrzehnte später präsent.

Im Herzen der Städte erwachen die Märkte jetzt. Zielloos, zwang-los, zwecklos an den Ständen vorbeischiend, ohne Hast, sich treiben lassen, Impressionen an sich vorbeiziehen lassen, Menschen beobachten, Stimmen wahrnehmen; das ist so heiter und belebend und fröhlich wie das Straßentheater einer griechischen Insel in der Vorsaison. Es ist die Stunde der reinen Schönheit vor dem Einbruch von Handel und Berechnung.

Um diese Zeit öffnen auch die Museen. Weiches Licht verteilt sich, eine mächtige, surreale Ruhe herrscht dort noch und selbst die Wärter und Wächter der Cezannes und Grecos vermitteln eine gelassene Stimmung. Man fühlt sich wie ein Kunstdieb, den die Musen in ein Meisteratelier eingeschlossen haben.

Dass Menschen, die viel Geld besitzen ökonomischen Zwängen eher entkommen und sich ein freies, selbstbestimmtes Revier abstecken können ist unbestritten. Jeder Tag ein neues

Abenteuer, ein Fest opulenter Sinnlichkeiten, Glück, Licht, Freude? Fehlanzeige. Nirgendwo ist die Leere offensichtlicher als auf den gepolsterten Sitzen des Jet-Set-Spaß-Fun-Karussells. Die freigeverkaufte Zeit wird gefüllt mit Konsum, Koks und jede Menge Krach. Um die zerbrochenen Krüge kümmern sich dann allerhand Seelen- und Wellness-Fachkräfte.

Dass Freiberufler, die deswegen so heißen, weil sie sich nicht gerne unterordnen und fremdbestimmen lassen eher dem Alltagstrott entkommen können, ist ebenfalls unbestritten. Jeden Tag ein neues Abenteuer, ein Fest der Sinnlichkeit, eine Ode an die Freiheit? Fehlanzeige. Kurioserweise verordnen sich all die Architekten, Graphikdesigner, Autoren, Fotografen, Werbetexter ohne erkennbare Not eine 70 Stunden-Woche gerecht auf 7 Tage verteilt. Ob Eitelkeit, Geldgier oder Existenzangst: Hauptsache viele, mobile Telefone klingeln, Mails kommen und gehen, Faxe piepsen und selbst im Schlafzimmer leuchtet ein Monitor.

Es geht hier also nicht um Beruf, Stand oder Einkommen. Es geht um das Handwerk des Lebens, um unsere Kunst nach all den Jahren der Einschulung, des Drills, der Reglementierungen endlich wieder autonome Entscheidungen zu treffen. Es dreht sich um die im Prinzip so einfache aber offenbar doch höchst komplizierte Fähigkeit, sich vom unsichtbaren, kollektiven Mainstream abzukoppeln. Es geht darum sich nicht leben zu lassen.

„I got you, babe“, singt der Radiowecker. Man kann sich jeden Tag aufs Neue nasse Füße holen, denselben Weg zur Arbeit wählen, immer pünktlich sein, jemanden ausreden lassen und dann erst antworten, mittags bei Giovanni den „wie immer“-Ruccola-Ingwer-Salat essen mit Apfelschorle und einem finalen Macchiato mit lauwarm-linksgeschlagener Wildbergschafsmilch. Man kann am Abend wieder im Stau stehen, zuhause über den ewigen Stau wüten und kurz vor dem Einschlafen, wenn man sowieso schon mal in der Nähe herumliegt noch etwas Liebe machen oder auch nicht.

Man kann am ersten Tag nach Beginn der Sommerferien mit dem Auto Richtung Bozen aufbrechen, man kann während des Kölner Karnevals fremdgehen und am 24. Dezember mit den Lieben die Heilige Messe aufsuchen Und so verstreicht die Zeit, man ist mit der Zeit gegangen und die Zeit geht weiter, unerbittlich und gleichgültig gegenüber verspäteten Einsichten.

Es geht, wie gesagt hier nicht um ein Plädoyer für Müßiggang oder narzistisches „Anders-sein-als-andere.“ Es soll einfach dazu anregen die immense Freiheit wahrzunehmen, den ureigenen Stil zu leben - gegen den gewaltigen Sog des „Weil man es immer schon so macht.“ Seinen Sonntag zu genießen, verlangt eine Balance aus Intuition, Verstand und spielerischem Zeitmanagement.

Letzteres ist dem, was man heute so im lockeren Coaching-Deutsch als Zeitmanagement bezeichnet, diametral entgegengesetzt. Beschäftigt man sich mit den Fachbuch-Autoren aus dem Motivations- und Glücksanleistungssektor entdeckt man, dass selbst die Zen-Softies nicht viel mehr zu bieten haben als eine ABC-Schützen-Erkenntnis: effizienter arbeiten = mehr Freizeit. Und mehr Freizeit ist in der Regel gleichbedeutend mit mehr Konsum. Ob das nun Fernsehen ist, oder ins Netz gehen, oder mit der ganzen Familie den Abend im Einkaufsparadies-Süd-Mitte verbringen oder sich das Equipment für eine ultraneue, megatrendige Powersport&Downhill-Disziplin anzuschaffen spielt keine Rolle.

Konsum ist nicht der passende Zugang zu der Kunst des autonomen Entscheidens. Diese Kunst ist aber auch nicht zu erkaufen. Sie hat nicht einmal einen Preis. Sie wurde uns mitgegeben, sie liegt da , rund um die Uhr und oft braucht es nur eine winzige Nuance, eine schmetterlingszarte Berührung um einem Tag eine völlig andere Wendung zu geben Ein Beispiel: Egal wie und warum, man befindet sich in Paris, im September an einem Wochentag. Man steht am südlichen Ende der Linie 4 vor der Metrostation Porte d'Orleans. Man hat alle Zeit der Welt und ertappt sich plötzlich dabei, wie man im Sog der Werktätigen die Treppen hinunterhastet und sich ein Ticket

löst, um möglichst schnell ins Zentrum zu kommen. Nur, was soll man jetzt überhaupt im Zentrum? Zurück, Mensch, hoch die Treppen und die 25 Kilometer bis Porte de Clignancourt zu Fuß gehen oder zumindest soweit die Füße tragen; vorbei an Henry Millers altem Atelier in der Villa Seurat, vorbei an kleinen gotischen Kirchen, Blumenläden, Antiquariaten, Pferdewettbüros, an der Closerie de Lilas, durch Friedhöfe hindurch, dann über die Seine, rechterhand Notre-Dame, vorbei an Pastiskneipen, Existenzialistenkaffees, Pralinenboutiquen, vorbei an den kettenrauschenden Irmas les Douces in der St. Denis, an Austerntänden, afrikanischen Haarsalons, Peepshows, karibischen Tanzschulen, vorbei am Ostbahnhof, ein Schlenker nach Pere-Lachaise (vielleicht spielt ein verlassener Rekorder die „Strange Days“ der Doors) und weiter in imperialer Trance, schlendern, träumen, aufnehmen, auflösen, meditieren, hingeben. Auch wenn man in diesen Stunden mit niemandem spricht, sich keine Lafayette- Tragetaschen füllt, einfach alleine ist mit sich und dem vom ersten Herbstnebel verwöhnten Moloch gräbt sich ein solcher Spaziergang mit der alles überlebenden Tinte der Leidenschaft ins Buch des Lebens.

Man kann das aber alles auch in der eigenen Stadt tun, am eigenen Sonntag, auf eigenen Wegen – einfach mal die Spur wechseln, verschlossen geglaubte Türen öffnen und feststellen, wie wenig man von wusste von so Vielem bis dahin und wie reich doch alles behangen ist.

Bleiben wir kurz in Frankreich, bei Chabrol, Godard, Truffaut, Rohmer. In so vielen Filmen der Sechziger und Siebziger sah man die Protagonisten, so Typen wie Delon, Piccoli, Trintingnat, Belmondo oder Montand ab und dann mit diesen rätselhaften Damen namens Schneider, Deneuve, Bardot in der Zeit so zwischen 12 und 14 Uhr, wenn nun mal die meisten Banken und Büros Pause machen so ganz selbstverständlich in der Drehtüre eines Stundenhotels verschwinden. Selbst die fette Concierge schnarcht im süßen Traum weiter an ihrem Pult Die Liebe am Mittag. Ein leicht geöffnetes Fenster, ein träge,

wehender Vorhang, das matte Rauschen des dahin ziehenden Stadtverkehrs. Die Körper zärtlich und weich im Licht der Tageswende, ganz anders als im Kunsthell der Nachttischlampen oder im keusch-lutherischen Dunkel. Richtig Sexy eben, frech, frisch und frivol. Sich zu dieser Stunde zu lieben schmeckt um soviel anders als die Marlboro-Light-und Sauvignonküsse nach der Dummstehrum-Party in der In-Galerie Nullachtfünfzehn.

Mag die maltratierte Stundenmatratze so manche Tücken bieten - sie verwandelt sich zur Frühlingswiese und das Lieben bekommt - bei aller Begierde - etwas heiliges zu dieser ungewohnten Stunde. Es brennen sich die Bilder und Erregungen mit einer ganz anderen Intensität in die Herzen.

Der amerikanische Schriftsteller Paul Auster beschrieb mal eine Frau, die – durchaus zwangsneurotischen Anwandlungen gehorchend – ihrem Leben neuen Schwung gab, indem sie zum Beispiel am einem Dienstag nur das machte, was mit einem G am Wortanfang zu tun hatte: also Guglhupf mit Gurken essen, in Göppingen Gin mit Ginger Ale bestellen, einen Godard-Film über Grauwale anschauen, mit Gerd ins Hotel Graue Gans gehen und sich abends das gelbe Telefonbuch von Göteborg vorzunehmen.

Ist das nicht eine großartige Methode den Kalender der Gewohnheiten umzuschreiben? Man macht einen fetten Strich durch die alten Rechnungen und beginnt mal ganz neu. The Power of Now. Man muss ja nicht gleich mit dem Y beginnen. Mit solchen Stilübungen macht man sich die schönsten Geschenke und das Leben zum Abenteuer und erweckt die Macht der Intuition.

Wenn ab 17 Uhr der übliche, urbane Irrsinn wieder einsetzt, im Rush Hour-Nirwana zwischen Arbeit und Privatem, geprägt von Schlussverkaufspanik, Menschenströmen, Hektik und ruppiger Hast kann sich ein normal empfindender Mensch der Neuzeit eigentlich nur in eines der alten, mondänen Hotels begeben. Ob es die Corporate-Texter nun Pool-Area, Wellness-Sektor oder Spa nennen mag egal sein. Es warten Düfte, Aromen, warmer

Dampf, eiskalte Güsse, türkische oder hawaiianische Massagen, Tees, Daiquiris, orientalische Musik oder Thaitempelsound. Man kann Briefe schreiben, etwas lesen, allein, oder zusammen in der Kabine im flauschigen Frottee träumen oder mehr noch - im Schutz der Leichtigkeit des Seins.

Sehr viele Menschen gucken abends Fernsehen - zum Beispiel Derrick oder Autorennen. Andererseits gehen viele Menschen aber auch gezielt aus. Die Gastronomen sprechen da von Stosszeiten. Es gibt überhaupt nichts einzuwenden gegen Stammkneipen jedweder Couleur, coole American-Bars mit wippenden VIP's, penibel sichtende Türsteher und Acid-House-Katakomben, es gibt nichts einzuwenden gegen Konzerte und Happenings und Events, gegen Anmach- und Aufreisserplätze, gegen Single-Parties und Blind-Dates, Swingerclubs und Tanzteetischtelefon-Treffs. Nichts gegen all das.

Was ist einzuwenden gegen einen spontanen Besuch? Bei Freunden, die man lange nicht mehr getroffen hat - außer bei Geburtstagen, Beerdigungen und ähnlichen gesellschaftlichen Höhepunkten. Was kann schon passieren außer dem zunächst ratlosen Gesicht im Türbogen? Leicht wirres Gerede zunächst über saublöden Zeitpunkt, nichts im Kühlschrank, völlig unvorbereitet und so fort. In aller Regel folgt dem frigidem Warmup die überraschende Entdeckung von überfälligen Jahrgangs-Taittingers, Lachs, Trüffel und Kaviardosen. Musik von damals und heute wird aufgelegt und auch die Kleinen dürfen noch mal aus dem Laufstall und nachschauen, wieso es heute so lustig zugeht daheim. Dann wird geredet, gelacht, getanzt, das Morgen kann einen kreuzweise und zum Schluss heißt es: bitte, ihr müsst unbedingt bald wiederkommen. Aber sagt bitte vorher Bescheid das nächste Mal. Nein, Unsinn..."

Man kann sich aber auch mit dem Rücken zum an der Wand angepinnten Stadtplan stellen, den Dartpfeil über die Schulter werfen und sich dann dorthin begeben, wo er stecken blieb - und zwar diskussionslos, auch wenn es statt des anvisierten Schickiquartiers die Kläranlage-Nordstadt erwischt hat.

Dort kann man ins wirrste Eck-Lokal gehen, in die schreckenerregende Taliban-Garagentaverne, man kann dort aber auch nur durch die Strassen laufen, den Duft des Geißblatts riechen, sich Gärten anschauen und Gartenzwerge, ein Lagerfeuer machen, sich auf eine Bank sitzen, über etwas reden, was sonst nie angesprochen worden wäre, etwas sehen, was sonst nie gesehen worden wäre, etwas dem Universum entreißen, was ansonsten unbemerkt geblieben wäre. Der Taxifahrer später wird mit österreichischem Akzent fragen, was man eigentlich um diese Zeit ausgerechnet in dieser gottverlassenen Kläranlagen-Gegend zu suchen gehabt hätte.

Man gibt ihm eine ehrliche Antwort. Er wird kurz seufzen und das - in seinen Augen - bewundernswert seltsame Paar im Rückspiegel nochmals genauer mustern. Kurze Pause. Dann wird er etwas los, was man sonst auch nie so gehört hätte. Es beginnt vielleicht so: „Wissen Sie, mein ganzes Leben lang wollte ich einmal etwas tun, worauf ich so richtig Bock habe. Stattdessen fahre ich tagein, tagaus im Kreis herum. Die Frau, die Kinder, das Geld, das Klima, die Ölpreisbindung..." Dem Paar auf dem Rücksitz fällt auf, dass an seinem Spiegel ein grinsendes Stoffmurmeltier baumelt.

Mehr von und über Wolf Reiser finden Sie hier:
www.letter.konzept.org/reiser